

Vom Wagnis, Theologie zu studieren

Autor(en): **Hardegger, Sibylle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **69 (1992)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1031548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Wagnis, Theologie zu studieren

Sibylle Hardegger, stud. theol. (z. Z. in Wien)

«Wie kommt man als junge Frau dazu, Theologie zu studieren?» Ja, stellen Sie diese Frage nur. Ich höre sie oft, sollte mich wohl bald daran gewöhnt haben. Eines nur zu Beginn: Diese Frage lässt sich nicht in zwei Sätzen beantworten, ein Stück Leben steckt da schon dahinter. Für mich persönlich ist es alleweil eine Herausforderung, dieser Frage nachzugehen, und ich finde immer wieder neue Teilantworten. Wahrscheinlich muss ich ganz vorne beginnen und die vergangenen 24 Jahre aufrollen, um nur annähernd eine umfassende Antwort geben zu können.

Firmung als Wendepunkt

In einer Stadtpfarrei aufgewachsen, verlief meine Kindheit in bezug auf Kirche nicht anders als bei den meisten anderen Kindern. Erstkommunion, Besuch des Kindergottesdienstes am Sonntag und Mitspielen im Weihnachtsspiel waren etwa die Schwerpunkte. Dieses aktive Tun zog sich durch bis zur Firmung. Rückblickend muss ich sagen, dass die Firmung mein erster Wendepunkt im kirchlichen Leben war. Mein Abschied von der Kirche! Zwar unterschrieb ich einen Firmschein, mit dem ich der Pfarrei mitteilte, dass ich gefirmt werden wollte, auch dem Abt von Maria Stein, dem Firmspender, schrieb ich im Firmunterricht einen Brief, der meinem «Ja» zur Firmung Ausdruck gab; aber was Firmung wirklich hiess, hatte ich damals nicht begriffen. Für mich war es gleichbedeutend mit «Abschied von der Kirche». Ein Beispiel gaben mir auch meine Schulkolleginnen und -kollegen, wer ging denn noch zur Kirche... zu Weihnachten und Ostern selbstverständ-

lich, man ist ja katholisch. Darüber hinaus muss man auch sagen, dass sowohl die pfarrei-liche als auch die städtische Jugendarbeit vor zehn Jahren noch nicht so ausgebaut war, dass sie Jugendliche zum Mitmachen motivieren konnte. Die Kirche machte es einem wirklich nicht leicht. Man stand irgendwo im Niemandsland, und so suchte ich mir meine Freizeitbeschäftigungen auf anderen Ebenen. Es war nicht schwierig, in Jugendgruppen hineinzukommen. Die Samstagnachmittage verbrachte ich bei den Pfadis und sonntags, da fanden die Kletterkurse des Alpenklubs im Jura statt. Nein, die Kirche vermisste ich nicht. Doch der Geist wirkte, wenn auch erst einige Jahre später.

Ein Licht im Dunkeln

Es war im Sommer 83, als meine Grossmutter starb. Die Nachricht traf mich wie ein Blitz. Meine erste Reaktion war Wut und Zorn über diesen Gott, der einen lieben Menschen so mir nichts dir nichts einfach sterben liess. Ich begann, mir in der Folge Gedanken zu machen über diesen Gott, der für mich so unverschämt und unverständlich gehandelt hatte. Er ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Auch nicht die Worte des Pfarrers bei der Beerdigung, der von «ewigem Frieden» und «einer Wohnung im Himmel» sprach. Mit diesen Worten setzte ich mich auseinander, ich schlug diese Bibelstellen sogar nach. So lange hatte ich keine Bibel mehr in den Händen gehalten, dass ich das Johannesevangelium im Alten Testament zu suchen begann. Allmächtig kam ich ab von Wut und Zorn und meine Stimmung wandelte sich in Dankbarkeit. Ich ertappte

mich beim Gebet. Nicht so wie ich das Beten gelernt hatte, es war nicht ein Herunterleiern von auswendig gelernten Formeln, sondern ein Dialog. Danksagung gegenüber Gott für meine Grossmutter und für alles, was ich während ihres Lebens von ihr empfangen durfte. Diese «Gespräche» begannen zu wachsen, zuerst ganz zaghaft, doch ein Weg schien sich zu zeigen. Langsam auch stellte sich wieder eine Beziehung zum Gottesdienst ein, denn was ist dies anderes als der intensivste Vollzug von Danksagung. Über aller Dunkelheit meiner Trauer begann ein neues Licht aufzuleuchten.

Die Ministrantenzeit prägte mich

In unserer Pfarrei herrschte zu jener Zeit ein Mangel an Ministranten. Zum Glück war unser Pfarrer so modern, auch Mädchen zum Ministrantendienst zuzulassen, so dass ich mir ernsthaft überlegte, ob das nicht ein Neuanfang für mich bedeuten könnte. Diese Entscheidung war wohl ein weiterer Fixpunkt in meinem Leben. Von Anfang an gehörte ich zu den Ältesten der Ministrantengruppe – war ich doch schon 16 als ich mit dem Ministrantendienst begann – und es dauerte gar nicht lange, bis man mich zur Ministrantenpriorin wählte. Mit dieser Wahl begann eine schöne, von neuen Erfahrungen geprägte Zeit. Zeitweise waren mir 60 Kinder im Alter von 9 bis 16 Jahren anvertraut, diese hielten mich ganz schön in Bewegung! Nebst dem Einüben der Liturgiegestaltung, war es mir wichtig, unter den Kindern Beziehungen wachsen zu lassen. Das geschah vor allem in den Gruppenstunden, wo wir uns meist kreativ betätigten. Ich denke dabei etwa an die Herstellung von Osterkerzen, wobei alle nach ihren Fähigkeiten mithalfen; während die Grösseren die Wachssymbole zurechtschnitten und damit die Kerzen verzierten, packten die Kleineren diese Osterkerzen liebevoll in Cellophanpapier. Jeder half nach seinen Kräften. Während dieser Ministrantenleiterzeit kam mir zum ersten Mal der Gedanke, diese oder eine ähnliche Arbeit zu meinem Beruf zu machen. Jugendarbeiterin oder Pastoralassistentin wollte ich werden. Ganz ungeeignet für diese Arbeit konnte ich nicht sein, das wusste ich, denn viele der Ju-

gendlichen arbeiteten gerne mit mir zusammen und einige der Kleineren hingen förmlich an mir. Der Entschluss zum Theologiestudium reifte heran und festigte sich immer mehr.

«Willst du nicht zuerst etwas Rechtes lernen?» ...

... Solche und ähnliche Fragen wurden mir noch und noch gestellt. Doch ich war entschlossen, meinen Weg zu gehen, obwohl es nur wenige Leute gab, die diese Idee in mir unterstützten. Wenn ich mir erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, würde ich das auch erreichen, das wussten meine Eltern nur allzu gut und liessen mir die Freiheit, diesen Ausbildungsweg zu ergreifen.

Zwischen Matur und Studienbeginn arbeitete ich in einer Pfarrei mit. Neben Sigristendienst gehörten auch Sekretariatsarbeiten und der Pfarrhaushalt zu meinen Aufgaben. Ob im Pfarrhaus oder in der Kirche, ich kam mit vielen Leuten ins Gespräch und sie waren nicht immer einfach, diese Gespräche – und diese Leute. Da gab es Menschen, die mir ihr ganzes Leben erzählten, denn sie hatten sonst niemanden, der ihnen zugehört hätte. Beziehungsprobleme sollte ich lösen und finanzielle, mit allem kamen die Leute ins Pfarrhaus. Es war ein erster Schritt in Richtung Seelsorge, den ich da tat.

Entgegen den letzten Mahnungen vieler zügelte ich im Herbst 88 nach Luzern. Mühsam war das Suchen nach einer Wohngelegenheit. Da hatten es die Studenten schon einfacher, diese konnten sich einfach im Priesterseminar melden und bekamen dort ein Zimmer. Als Frau geht das selbstverständlich nicht. Eine Wohnung zu finden, war hoffnungslos und eigentlich auch nicht das, was ich suchte. Zufällig stiess ich auf das Missions- und Bildungshaus der Immenseer, das Romero-Haus. Die Immenseer nehmen dort Theologiestudierende in ihre Wohngemeinschaft auf. Ich hatte einen Ort und eine Gemeinschaft gefunden, die mir auf Anhieb gefiel. Wenige Wochen nach meinem ersten Besuch dort, zog ich ein. Heute, nach drei Jahren, wohne ich immer noch dort und fühle mich wohl. Unsere Gemeinschaft besteht im Moment aus sechs Patres, einem

Bruder, zwei Novizen und vierzehn Theologiestudierenden. Verschiedene Arbeiten im Haus werden unter uns aufgeteilt. In dieser Wohn- und Gebetsgemeinschaft darf jeder seine Fähigkeiten und Wünsche einbringen und sich getragen wissen. Täglich treffen wir uns dreimal zum gemeinsamen Gebet, wobei jeweils einer der Hausgemeinschaft eine Liturgiewoche zur Vorbereitung übernimmt. Sich täglich Zeit zu nehmen für sich selber und für Gott, wie war das untergegangen in meinem bisherigen Alltag. Nun war ich also in Luzern und hatte erreicht, was ich wollte: Ich studierte Theologie.

Männer, Männer, Männer – Frau

Zur selben Zeit wie ich begannen zwei Frauen und 16 Männer mit dem Studium. Wir sind ein bunt gemischter Kurs und dennoch herrscht ein angenehmes Klima, wenn wir zusammen sind. Ja, ich fand viele neue Freunde. – Und wo bleiben die Freundinnen?

Da stellte sich mir ein Problem, auf das ich eigentlich nicht so ganz gefasst war. Die Stellung der Frau in der Kirche stimmte mich schon manchmal traurig oder wütend, aber ich wusste, dass ich bis anhin meinen Standpunkt immer behaupten und meine Meinung durchsetzen konnte. Bei meinen Studienkolleginnen allerdings herrschte eher die Meinung: Boykottiert diese Männerkirche!

Solch ein Alleingültigkeitsanspruch von Frauen verunsicherte mich. Wo so ganz radikal gefordert wird, ohne Kompromisse einzugehen, dort begegnet mir Herrschaftsanspruch und das ist nicht mein Ziel. Meine femininen Gedanken und Ideen wollte ich weitergeben an die Überzahl von Männern, die von jenem Moment an mit mir auf dem Weg waren. Gemeinschaft aufbauen, wo geben und nehmen sich ergänzen, dieser Weg scheint nicht mehr aktuell zu sein. Vorprellen und Kämpfen scheinen ihren Platz gefunden zu haben. Wenn es mich auch eine gehörige Portion Überwindung kostete, so begab ich mich auf diesen Weg zusammen mit meinen Studienkollegen. Ich muss sagen, dieses Wagnis hat sich gelohnt. Zum Teil sind tiefe Beziehungen entstanden, die schon manchen Seelenschmetter heilen liessen, Trost geben in Traurigkeit

und viel Freude. Neben Nehmen durfte ich auch vieles von meinem Frausein geben. Manches Problem, das im Freundeskreis durchdiskutiert wurde, warf die Frage auf: Wie siehst du das als Frau? Erzähle uns, deine Meinung ist gefragt! Schön, wenn das unter Theologen noch möglich ist. Das Gegenteil erfahre ich nämlich in anderen Kreisen immer wieder. Als Theologiestudentin wird man oft von vornherein zum feministischen und somit subversiven Flügel der Kirche gezählt. Eine Frau, die Theologie studiert, muss in der Opposition Wurzeln schlagen. Schlimm, wenn solche Vorurteile gefällt werden und dabei immer nur vier Worte anklingen: Rechts und links, Rom und progressiv. Ich glaube und werde in meinen Eindrücken immer wieder bestätigt, dass eine Angst vor jungen Theologinnen in der Luft liegt. Das Neue, was Frauen in die Kirche einbringen, indem sie sich selber einbringen, ist für viele zu viel des Guten. Wie ich vorher beschrieben habe, gefällt es mir sehr, dass ich mit meinen Studienkollegen auch über persönliche Schwierigkeiten und Probleme sprechen kann und dabei akzeptiert werde. Ich glaube, dass ich gerade dort als Frau eine wichtige Stellung innehaben darf. Ich denke an jenen Kollegen, für den ich eine Vertrauensperson geworden bin. Denn die Entscheidungen, welche Studenten in ihrer Studienzeit zu treffen haben – im Gegensatz zu uns Frauen – sind nicht immer leicht und schnell zu treffen. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass Vertrauensfassen gegenüber einem Menschen ein langwieriger Prozess ist, eine Glaskugel, die schnell zu zerspringen droht. Man lehnt sich in der Regel nicht an die erstbeste starke Schulter an. Man prüft sein Gegenüber und wagt dann vielleicht zu einem vertrauensvollen, persönlichen Gespräch hinzutreten. Manchmal braucht es Monate und Wochen, bis man einen solchen Menschen gefunden hat und diese Zeit ist nervenaufreibend und «geht an die Substanz». Schön, wenn sich einer eine Mitstudentin als Gegenüber auswählt.

Die Persönlichkeitsarbeit

Ja, ein Theologiestudium beschränkt sich nicht nur darauf, Vorlesungen zu besuchen. Es

schliesst vielmehr einen Teil an Persönlichkeitsarbeit ein. Privatleben und Ausbildung sind nicht mehr zu trennen. Da bin ich froh, jemanden zu haben, der mir in meinen Sorgen zuhört, aber auch meine Freude mit mir teilt. Da bin ich auch froh, aus den täglichen Meditationen oder der Liturgie neue Kraft schöpfen zu dürfen. Für mich sind es nie versiegende Quellen. Das merke ich besonders während den Semesterferien, wenn ich zu Hause bin, getrennt von meiner Wohngemeinschaft. Auch dann brauche ich täglich meine Zeit, wo ich mich zurückziehen kann. Ora et labora – wie recht hatte doch Benedikt!

Oft denke ich an die Frage, die mir ein Schüler im Religionsunterricht stellte. Ich war gerade dabei zu erklären, was ein Theologiestudium sei, als der Kleine fragte: Lernt man da beten? Nein, beten lernt man nicht im Studium. Das ist wohl ein ganz persönlicher Weg. Einen Rahmen bekomme ich wohl durch meinen rhythmischen Tagesablauf, aber wie ich ihn fülle, ist mir überlassen. Da kann es in den Ferien schon einmal vorkommen, dass ich das Fahrrad aus dem Keller hole und eine Stunde durch den Wald fahre. Ich könnte ebenso gut, mir einen Bibeltext vornehmen und darüber einige Zeit meditieren. Gebet hat viele Formen und Namen. In der Gemeinschaft kann eine feierlich gesungene Vesper genauso beeindruckend wie ein Meditationstanz.

Frauen in der Kirche

Kürzlich nahm ich an einem Meditationstanz teil. Es war auffällig, dass fast ausschliesslich Frauen daran teilgenommen haben. Offensichtlich ist Tanz ein weibliches Sich-Ausdrücken. Fehlt Tanz deshalb in unseren Gottesdiensten? Weshalb nur ist es so schwierig, das Frausein in die Kirche einzubringen? Immer wieder gibt es Männer, die mir versichern, sie hätten erkannt, dass Frauen eine eigene Würde hätten und eigenständige Wesen seien. Sie berufen Frauen in ihre Kommissionen, von heute auf morgen. Diese Männer übermannen mich! Gestern noch unbeachtet, heute gleichberechtigt, so schnell geht der Prozess der Geschwisterlichkeit nicht vor sich. Spüre ich doch, ob ich im Gespräch und Mitarbeiten

akzeptiert werde oder nur als Alibifrau ins Schaufenster der Organisation gestellt werde.

Viele Frauen «predigen» im Religionsunterricht, indem sie den Kindern die Bibel erzählen. Im Gottesdienst müssen dieselben Frauen im Kirchenschiff Platz nehmen. Das sind zwei Tatsachen, die ich nicht zu vereinbaren weiss. Wie schön wäre es, wenn eine Frau aus unserer Mitte uns am Sonntag von ihren Erfahrungen, von ihrem Christsein mit allen Sorgen und Schwächen, erzählen könnte. Vielleicht käme es im Anschluss daran zu einem Gespräch unter den Gottesdienstbesuchern, ein erster Schritt weg von unserer anonymen Welt – auch das wäre ein Stück Kirche.

Bei diesen und ähnlichen Überlegungen taucht bei mir die Frage auf: Wohin bringt mich mein Theologiestudium wirklich? Da ich aus der praktischen Pfarreiarbeit heraus mit dem Studium begonnen habe, war es auch immer mein Ziel, dorthin zurückzukehren. Doch immer im zweiten Rang stehen zu müssen, würde mich auf Zeit wahrscheinlich auch nicht befriedigen. Bis jetzt konnte ich mich noch nicht entscheiden, in die Pfarreiarbeit zurückzukehren, aber ich habe noch Zeit für meine Entscheidung. Auf jeden Fall möchte ich dort arbeiten können, wo ich als gleichberechtigt angenommen werde. Als Mitarbeiterin im kirchlichen Pressedienst oder in der Erwachsenenbildung . . . es gäbe viele Möglichkeiten. Eines steht für mich fest, ich werde mich in Zukunft dort engagieren, wo meine Mitarbeit gefragt ist. Denn diese Akzeptanz und Gleichberechtigung, die ich im Kreis meiner Studienkollegen und meiner Wohngemeinschaft erfahren darf, wird Massstab sein für meine Zukunft. Für mich zählt die Theologie der Hoffnung! Der Brunnen des lebendigen Wassers, den Jesus der samaritanischen Frau verspricht, sprudelt auch heute noch zu unserer Stärkung: er wird nicht versiegen, ich bin überzeugt.

Ich habe es nie bereut, diesen Ausbildungsweg gewählt zu haben, denn neben meinem Glauben ist auch mein Selbstbewusstsein und meine Hoffnung gewachsen. Und ich bin froh, Menschen an meiner Seite zu wissen, die mich begleiten und mir Mut machen. Ihnen möchte ich an dieser Stelle von Herzen danken.